

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Zwei Erbinnen.

Roman frei aus dem Italienischen von K. Labacher.

24.

Moritz erhielt mehrere Tage später folgendes Billet von Oktavia: „Mein teurer Freund! Ich langweile mich furchtbar mit meinem Russen und sehne mich, mit Dir zu plaudern. Ich erwarte Dich heute abend. Ich kann mir's nicht länger versagen, Dich von Zeit zu Zeit zu sehen. Aber vorsichtig — wegen meinem Russen. Deine Freundin —"

Die Unterschrift fehlte. Oktavia hatte wohl befürchtet, der Brief könnte doch in fremde Hände gelangen und zum Verräter an ihr werden.

Moritz stattete den Besuch bei der Sängerin mit vielem Vergnügen ab, denn ihre Anhänglichkeit schmeichelte ihm. Aber von dem Punkte, der ihm am meisten am Herzen lag, von dem verhängnisvollen Manschettenknopfe, wagte er nicht mit ihr zu sprechen, aus Furcht, sie gerade durch eine unvorsichtige Frage oder Bemerkung auf ihren ersten Vorsatz, eine Kravattennadel daraus anfertigen zu lassen, zurückzubringen. Er beruhigte sich selber mit der sehr wahrscheinlichen Annahme, der verwünschte Knopf liege wohl vergessen noch im Schmuckkästchen Oktavia's und werde nimmermehr zum Vorschein kommen.

Die Sängerin gestattete Moritz nur einen ganz kurzen Aufenthalt bei ihr. Trotz der Sicherheit, mit der sie vorgegangen, schwebte sie doch in sichtbarer Angst vor einer unerwarteten Dazwischenkunft Smoiloff's. „Alle acht oder zehn Tage erlaube ich Dir zu mir zu kommen!" sagte sie beim Abschied. „So wie heute, um dieselbe Zeit. Natürlich die Abende ausgenommen, an denen ich singe. Ich bestimme keine Tage, weil das einen Briefwechsel notwendig macht, und Briefe können aufgefangen werden."

Moritz ging von Oktavia zu Lartig, mit dem er eine lange Besprechung hatte. Und von dort aus fuhr er in einem Fiaker an den Bahnhof. Der Zug nach Fontainebleau stand eben zur Abreise fertig und Moritz bestieg ein Koupee zweiter Klasse. In Fontainebleau angekommen, frug er einen vor seiner Ladenthüre stehenden Kaufmann nach dem Hause des Herrn Martin Violet.

„Die Hütte Violet's wollen Sie wohl sagen, Herr?" rief der Kaufmann spöttisch. „Dort am Ende jenes engen Gäßchens, das letzte Thor links."

Es war wirklich nur eine Hütte zu nennen, das kleine, baufällige Gebäude, welches Violet bewohnte. Aber das Innere desselben war reinlich und gut gehalten und auch der Alte mit der dicken Pelzkappe auf dem Kopfe, den man in Fontainebleau fast nur unter dem Namen „der Schlangenhändler" kannte, hatte ein anständiges, angenehmes Aussehen. „Was wünschen Sie?" rief er dem Eintretenden freundlich entgegen.

„Ich bin Maler und möchte eine Schlange zum Modell kaufen. Aber ein schönes, kräftiges Exemplar.

„Sehr wohl — ich habe prächtige Tiere. Sind jetzt leicht herauszuholen aus ihren Löchern, da sie steif und ungefährlich drinnen liegen, wie ein Stück Holz. Wäre nicht so übel, wenn wir Menschen auch einen solchen Winterschlaf halten könnten. Man ersparte wenigstens ein halbes Jahr lang Essen und Trinken. Wollen Sie eine gewöhnliche Blindschleiche oder eine echte Viper?"

„O eine Viper — es lohnt sich nicht der Mühe, Blindschleichen abzubilden. Ich habe eine Kleopatra zu malen und da brauche ich eine Viper."

„Es wird wohl das beste sein, wenn Sie sich selber ein Tier aussuchen!" sagte er. „Haben Sie ein Kästchen aus Zinn oder aus sonst einem Metalle mit sich gebracht, um die Schlange zu transportieren?"

„Nein — ist das unbedingt nötig?"

„Ohne Zweifel!" rief Violet eifrig. „Denn wenn Sie mit der Viper zum Beispiel einen geheizten Waggon besteigen, so könnte sie gar leicht aus ihrer Erstarrung erwachen. Die geringste Wärme bringt dergleichen Getier ins Leben zurück. Das Kästchen hält die Wärme ab und schützt Sie zugleich, wenn die Viper sich dennoch regen sollte. Da steht ein altes Schlangenbehältnis — ich kann es Ihnen ablassen, wenn Sie wollen."

„Sie leisten mir einen großen Dienst damit," sagte Moritz.

„So kommen Sie nun mit mir!" sagte der Alte, während er dicke Lederhandschuhe anzog.

„Der Vorsicht wegen!" erklärte er. „Man greift nicht gerne mit bloßen Fingern unter das Getier hinein."

„Der Biß der Vipern ist also wirklich so gefährlich, als man annimmt?" fragte Moritz, während er Violet in den Hof hinausfolgte.



Am Dorfbrunnen. (Mit Text.)

„Absolut tödlich, wenn die Wunde nicht augenblicklich tüchtig ausgesaugt wird. Nehmen Sie sich also wohl in acht, mein Herr!" Violet führte Moritz in den Keller hinab, in welchem einige halb ausgehöhlte Steinblöcke lagen. Der Alte hob einen dieser Blöcke vorsichtig auf und warf ihn zur Seite. Drei Schlangen lagen unbeweglich auf dem Boden.

„Wollen Sie ein Männchen oder ein Weibchen?" fragte Violet. „Die Männchen sind viel größer und schöner, aber auch viel gefährlicher."

„Geben Sie mir ein Männchen!" sagte Moritz. „Denn mir kommt es auf die Schönheit des Tieres an. Violet wählte eine der Schlangen und packte sie nebst einigen Steinen und etwas Moos in das Blechbehältnis und händigte dasselbe dem wartenden Moritz ein. „Ich wünsche Ihnen eine gute Reise!" sagte er lachend. „Und schenken Sie Ihrem Gefährten nicht allzuviel Vertrauen!"

Moritz bezahlte und verabschiedete sich von Violet. Er kehrte mit dem nächsten Zuge nach Paris zurück und ging sogleich zu Lartig, in dessen Keller er das gefährliche Tier samt dessen metallenem Gefängnis aufbewahrte. „Ich will noch zu den Bressol's!" sagte Moritz zu Lartig. „Der Alte hat mich zu einer Schachpartie geladen. Und ich habe alle Ursache, ihm gefällig zu sein und es ihm vergessen zu machen, daß seiner angebeteten Tochter in meiner Gesellschaft der „beklagenswerte Unfall" passiert ist." Lartig stimmte dieser Ansicht lebhaft bei und Moritz fuhr zur Familie Bressol.

Es war sieben Uhr Abends. Im „kleinen Salon", dem Lieblingsaufenthalte Ludwig Bressol's, brannten drei große Lampen, denn er liebte es, recht hell um sich zu haben. Das Schachbrett stand schon auf einem hübschen Marmortischchen und Bressol saß davor, die Figuren ordnend. Auch Maria befand sich im Salon, auf ein Ruhebett hingestreckt. Sie sah sehr bleich aus — denn sie hatte heute zum erstenmal ihr Zimmer verlassen nach dem heftigen Schnupfenfieber, welches die Folge ihrer starken Erkältung gewesen war. Und überdies blickten ihre blauen Augen gar trübe und mutlos vor sich hin. „Was fehlt Ihnen, Fräulein Maria?" fragte Moritz nach der ersten Begrüßung. „Fühlen Sie sich wieder kränker heute?"

„Nein, ich danke — ich befinde mich ganz wohl!" erwiderte das junge Mädchen freundlich.

„Sie ist nur traurig und verstimmt!" sagte Bressol. „Wir fuhren heute zu den Gibray's, um dem wackeren Albert für seinen Opfermut zu danken. Wir wurden aber nicht bei ihm vorgelassen, da er noch immer sehr krank ist. Und das macht Maria traurig — es ist auch natürlich. Albert ist ja ihr Lebensretter. Ohne ihn hätte ich keine Tochter mehr!" Bressol's Stimme brach vor innerer Bewegung. „O, glauben Sie das nicht!" rief Moritz. „Albert Gibray ließ mir nur keine Zeit, der armen Maria zu Hilfe zu kommen. Ich war so erstarrt von dem plötzlichen Schrecken!"

„Ich glaube Ihnen das gerne!" sagte Bressol herzlich. „Nun, der Himmel hat alles zum Besten gewendet. Wenn nur der brave Albert wieder gesund wäre." Mit diesen Worten ging Bressol zu der geplanten Schachpartie über. Maria hatte still den Salon verlassen. Bei der Erwähnung Albert's waren ihr die hellen Thränen aus den Augen gestürzt. Und sie wollte sie keinem fremden Blicke sehen lassen, diese verräterischen Thränen!"

25.

Das Fest, welches Bressol vierzehn Tage nach dem Unfall auf dem Eise zur Feier der Rettung Maria's veranstaltete, sollte das erste bei weitem an Glanz und auch an der Zahl der Gäste übertreffen. Dieses Mal hatte Bressol seiner Gattin einen unbeschränkten Kredit für die Kosten des Festes bewilligt; galt es ja doch, der Welt seine Freude über den Wiederbesitz seines einzigen Kindes zu offenbaren. Moritz hatte das Arrangement der Säle übernommen und weilte nun fast den ganzen Tag über in dem Hause Bressols, um die Aufstellung der blühenden Topfgewächse zu leiten. Das ganze Haus schien in einen Blumengarten umgewandelt werden zu sollen und Maria hatte ihre Freude daran, denn sie liebte alles Grünende und Blühende. — Und worüber sich Maria zufrieden zeigte, das hatte auch schon zum voraus die Billigung ihres Vaters. Und Valentine vollends ließ Moritz bei allen seinen Anordnungen frei gewähren. Der schöne Jüngling hatte eine schrankenlose Macht über die sonst so wankelmütige, leichtfertige Frau erlangt. Er lenkte sie mit dem Blicke seines Auges — sie war die Sklavin seines Willens.

Es waren Einladungen in großer Anzahl an Valentinens Bekannte in der Aristokratie, der Künstlerwelt und anderer feiner Gesellschaftskreise abgesendet worden. Selbstverständlich hatte Bressol auch auf Herrn Paul Gibray und dessen Sohn nicht vergessen; es war jedoch eine abschlägige Antwort von dorther eingetroffen mit der näheren Erklärung, daß Albert zwar wieder genesen, aber noch zu schwach sei, um sich in großer Gesellschaft zu zeigen. Durch diese Nachricht war für Maria die ganze Festfreude abgeschnitten — was hatte sie noch zu hoffen an Vergnügen von der geräuschvollen, ermüdenden Ballnacht, wenn er, ihr Lebensretter, ihr Freund, der Geliebte ihres Herzens dem Feste fernblieb?

Zahlreiche Equipagen und Mietwagen hielten am Ballabende vor dem Hause Bressol's. Aus einem der unnumerierten Fiaker stieg Moritz, in einen großen Mantel gehüllt. Der stumme Diener seines Verbündeten Lartig, welcher ihn begleitet hatte, blieb in dem Wagen zurück. Moritz befahl dem Kutscher, in der Nähe des Hauses zu warten. Er schritt an der erleuchteten Haupttreppe vorbei in den dunklen Hof und gelangte über eine schmale Hintertreppe nach dem ersten Stockwerk des Hauses. Hier öffnete er eine einfach aussehende und niedrige Thüre und stand nun in dem kleinen Treibhaus, welches den Damen als Toilettenzimmer dienen sollte.

Hastig zog er das von Fontainebleau mitgebrachte Blechkästchen unter seinem Mantel hervor, öffnete es und legte die noch immer völlig erstarrte Schlange auf einen der großen Pflanzenkübel, aus denen breitblättrige Palmen und blühende Orangenbäumchen emporwuchsen. Dann begab er sich unbemerkt wieder zu dem Wagen zurück, händigte dem Stummen das leere Schlangenbehältnis ein und schickte ihn zu seinem Herrn zurück. Als Moritz das Haus zum zweitenmale betrat; ging er über die Haupttreppe sogleich in den großen Ballsaal und begrüßte Valentine, die ihm Vorwürfe über sein spätes Kommen machte. Er entschuldigte sich mit heftigen Kopfschmerzen, die ihn angefallen hätten, aber nun so ziemlich wieder beseitigt wären.

Sobald sich Moritz von der schönen Frau des Hauses losmachen konnte, schlenderte er wie absichtslos durch die Nebensalons in den Korridor hinaus, an die vordere Thüre des Treibhauses. Er drehte zweimal den Schlüssel herum, ließ ihn jedoch im Schlosse stecken.

„Nun wird kein fremder Fuß da eintreten. Und meine Sorge sei es, die Rechte hineinzuschicken!" dachte er mit einem cynischen Lächeln. Er kehrte befriedigt in den Ballsaal zurück. Aber eine leise Verwünschung entfuhr seinen Lippen, als er Maria an der Seite Albert Gibray's stehen sah — des lästigen jungen Mannes, der seinen früheren Plänen einen so jähen Schiffbruch bereitet hatte und den er wenigstens heute nicht auf seinem Wege zu treffen so sicher gewesen war. Ja, Albert Gibray war trotz der Absage seines Vaters bei dem Feste erschienen. Herr Paul Gibray wollte die Nacht auf dem Polizeiamte verbringen, um die Absendung der Streifpatrouillen in Angelegenheiten des Doppelmordes zu leiten. Und Albert hatte die Abwesenheit seines Vaters dazu benützt, der Einladung zu folgen, denn er sehnte sich unbeschreiblich darnach, mit Maria, die er seit der verunglückten Schlittschuhpartie nicht wiedergesehen hatte, eine Stunde zu verplaudern. Albert war bleich und sichtlich noch leidend. Maria betrachtete ihn mit zärtlich teilnehmender Sorge. Sie wagte nicht, ihm Vorwürfe über die Ueberanstrengung seiner Kräfte zu machen, denn sie wußte, daß er nur gekommen war, um sie zu sehen. Er konnte ihr bei Servet jetzt ja nicht mehr begegnen, weil zur Vollendung des Porträts ihre Gegenwart nicht mehr nötig war. Trotzdem fühlte sie sich unbeschreiblich unruhig über sein Erscheinen in einem so beklagenswerten Zustand und fürchtete jeden Augenblick, ihn von einem Anfall plötzlicher Schwäche überwältigt zu sehen.

Sie führte ihn zu einem der Ruhebänke, welche längs der Wände angebracht waren und hieß ihn ruhig da sitzen bleiben. Sie selber ließ sich an seiner Seite nieder und plauderte mit ihm über gleichgültige Dinge, aber in so warmem Tone und unter so freundlichen Blicken, daß er auf Körperschwäche und seelische Unruhe vergaß und sich nur an ihrem sonnigen Lächeln ergötzte.

Da trat Moritz plötzlich mit einer tiefen Verneigung vor Maria hin. „Darf ich Sie um den nächsten Tanz bitten, Fräulein?" fragte er ehrerbietig. Das junge Mädchen wußte keinen hinreichenden Grund, um dieses Verlangen zurückzuweisen. Sie nahm mit einem stummen Blicke Abschied von Albert und folgte ihrem Tänzer, der ihr galant den Arm bot.

Moritz war Meister in der Führung einer geistreichen Unterhaltung, er verstand es gar wohl, Maria zu zerstreuen und lächeln zu machen, bis der Strauß'sche Walzer lustig durch den Ballsaal klang. Und dann mischte er sich mit ihr in die Reihen, dort wo das Gewühl am dichtesten war.

Moritz hatte den Ruf eines eben so eleganten als geschickten Tänzers. Heute aber schien er seine sonstige Sicherheit und Gewandtheit in der Führung seiner Dame eingebüßt zu haben, denn kaum erst hatte er die erste Runde durch den Saal gemacht, als er heftig gegen ein anderes Paar stieß, so daß Maria fast zu Boden geschleudert wurde und sich mit völlig zerstörter Frisur und zerrissener Spitzenkrause nur noch rechtzeitig an seinen Arm festklammern konnte.

Moritz zeigte sich sehr betroffen und verwirrt über den Unfall und das gab Maria ihre Fassung wieder.

„Bah, trösten Sie sich doch — es ist mir ja nichts geschehen!" sagte sie heiter. „Und was meinen ruinierten Lockenbau betrifft, der wird binnen ein paar Minuten wieder hergestellt sein. Erlauben Sie, daß ich ein wenig in das Toilettenzimmer gehe. Später tanzen wir ruhig weiter!" Ohne auch nur mit einer Augenwimper zu zucken, sah Moritz die graziöse Mädchengestalt verschwinden. Er wußte, welchem Schicksal sie entgegen ging, und trotzdem fühlte er nicht einmal ein flüchtiges Bedauern mit ihr in seiner Brust aufsteigen. Sie war ja nur eines von den Hindernissen, welche zwischen ihm und den erstrebten Millionen stand!

Moritz begab sich zu Valentine und flüsterte ihr galante Schmeicheleien zu. Sie hörte ihn an, wie von einem fremdartigen Zauber

berückt — es kostete sie Mühe, den Blick abzuwenden von seinem schönen Antlitz.

Da durchzitterte ein gellender, todesängstlicher Schrei den Saal. Trotz der lärmenden Musik hatten ihn alle die Ballgäste vernommen und der Tanz wurde wie auf gemeinsame Verabredung jäh unterbrochen.

Albert Gibray war der Erste von den Anwesenden, der nach der Richtung stürzte, aus welcher der erschütternde Laut gekommen war. „Maria, es ist Maria!“ schrie er mit wirren, schreckensvollen Blicken. Ja, es war Maria, die ihn ausgestoßen hatte, den bangen Todesruf. Sie lag im Toilettenzimmer auf dem Boden hingestreckt. Ihr Gesicht war bleich wie das einer Sterbenden und die festgeschlossenen Augen, der bläuliche, halbgeöffnete Mund gaben ihr noch mehr das Aussehen einer Leiche. Um ihren rechten Arm, von dem der weite Spitzenärmel ihres Kleides zurückgefallen war, hatte sich eine große Schlange gewunden, deren schwankender Kopf über den Busen der Liegenden hinzingelte. Albert stürzte, den übrigen Herbeieilenden voraus, vor Maria in die Kniee. „Schnell eine Schere!“ stieß er in den Tönen einer fieberhaften Angst hervor. Valentine konnte ihm den verlangten Gegenstand gleich von dem Toilettentische hinabreichen. Albert öffnete die Schere, brachte geschickt den Hals der Schlange zwischen die Schneide, erfaßte mit der andern Hand die beiden Spitzen des scharfen Instrumentes, damit es nicht abgleiten sollte von der glatten Haut der Viper. Mit einem einzigen, kräftigen Drucke trennte er den Kopf von dem langen, zuckenden Körper der Schlange. Dann, nachdem er dieselbe völlig von Maria losgewunden und zur Seite geschleudert hatte, untersuchte er in fieberhafter Eile den weißen Arm des jungen Mädchens.

Das Treibhaus hatte sich inzwischen dicht mit Ballgästen gefüllt — in vorderster Reihe stand Moritz, der mit finsteren Blicken Alberts Bewegungen überwachte. An seinem Arme hing Bressol, wie entgeistert auf sein bewußtloses Kind starrend. Und neben dem vom Entsetzen gelähmten Vater stand Valentine, zwar weniger trost- und fassungslos, aber doch bleich und ergriffen von dem schrecklichen Vorfall.

„Sie ist gebissen!“ schrie Albert plötzlich. „O Herr des Himmels, komme mir zu Hilfe — gib mir die Macht, sie zu retten!“ Und er hob den zarten Arm der Ohnmächtigen an seine Lippen und saugte kräftig die kleine, unscheinbare Wunde aus, die eine so tödliche Gefahr in sich barg.

Eine Bewegung entstand unter den im Treibhause Anwesenden. Moritz drängte sich fort aus dem engen Raume. „Mir ist nicht wohl!“ stammelte er und seine Blässe verschaffte ihm leichten Glauben. „Das Unglück hat mich zu mächtig ergriffen!“

In Wahrheit aber vermochte er es nur nicht anzusehen, wie Albert von neuem seinen schon fast gelungenen Plan zerstörte. War denn dieser junge Gibray der Schutzgeist über Maria's Leben? Albert fuhr fort an der Wunde zu säugen und erst, als kein Tropfen Blut mehr daraus hervordrang, hielt er inne in seinem opfermutigen Werke. Er hob Maria vom Boden auf und legte sie in die Arme ihres von Schmerz und Entsetzen fast blöde gemachten Vaters.

„Gerettet!“ stammelte er erschöpft und schwankend. „Ich hoffe, sie ist gerettet.“ Ein anwesender Arzt reichte Albert ein Glas mit einer Ammoniaklösung hin, damit er sich den Mund von dem Schlangengifte reinigen sollte. — Aber der Jüngling vermochte das Glas nicht an seine Lippen zu führen. Mit einem Seufzer der tiefsten Ermattung sank er ohnmächtig auf den Boden hin. Er mußte in diesem Zustande nach Hause zurückgebracht werden, da es dem Arzte nicht gelang, ihn aus seiner Bewußtlosigkeit zu erwecken. Herr Paul Gibray wurde eiligst vom Polizeiamte herbeigeholt und mit einem Aufschrei der Verzweiflung sank er vor dem Lager seines Sohnes auf die Kniee. Er glaubte einen Toten in diesem bleichen, starren Jünglingsantlitz zu sehen. Erst gegen Morgen gab Albert wieder einige Zeichen wiedererwachenden Lebens!

Moritz verabschiedete sich von Bressol und dessen Gattin sogleich, nachdem der Arzt jede Gefahr für Maria durch Alberts Opfermut als beseitigt erklärt hatte. Er begab sich zu Lartig und Verdier, die stets bis nach Mitternacht beisammen blieben, und erzählte ihnen zornsprühend das Mißlingen seines wohlerdachten Werkes. Zugleich aber trat er schon wieder mit einem neuen Plane hervor, den er unterwegs erdacht hatte.

„Nicht einmal der leiseste Argwohn, daß ich an Maria's Unfall Schuld trage, kann auf mich fallen!“ begann er seine Auseinandersetzungen. „Die Anwesenheit der Schlange wird ganz leicht durch die Einführung so zahlreicher Pflanzenkübel und so vieler Moosbänke erklärt, die ich zur Verzierung der Säle anbringen ließ. Ich bleibe also nach wie vor eine unverdächtige und bevorzugte Person in Bressol's Hause. Den Alten habe ich durch seine Leidenschaft für das Schachspiel völlig für mich gewonnen und Valentine liefe für mich in die Hölle. Und überdies habe ich eine unbegrenzte Macht über sie durch das Geheimnis von Felicitas' Geburt. Von morgen an werde ich mich ganz offen um Maria's Gunst bewerben und nach einer Heirat mit ihr streben. Valentine muß mein Projekt unterstützen und Papa Bressol wird nicht viel dagegen haben, wenn nur Michael Bermont mir ein hinreichendes Kapital zur Verfügung stellt, um mich als würdiger Freier vorstellen zu können!“

„Darüber brauchen Sie keine Zweifel zu hegen!“ versicherte Verdier. „Zu solchen Zwecken weiß der Bund stets Gelder flüssig zu machen.“

„Dann garantiere ich für den Erfolg!“ fuhr Moritz fort. „Denn mit Maria selbst hoffe ich fertig zu werden, trotz ihrer schlechtverhehlten Leidenschaft für diesen verwünschten Albert. Sie ist am Ende nichts anderes als ein noch gewaltig junges und dummes Geschöpfchen und bei ihresgleichen siegen immer dieselben Mittel, „Schmeichelei und Beharrlichkeit“. Sogleich nach der Hochzeit muß man dann natürlich daran denken, sich Maria's zu entledigen, und das ist die wichtigste Ueberlegung. Jede Gewaltthat bleibt selbstverständlich ausgeschlossen — denn ich will sie ja eben darum heiraten, um sie geräuschlos aus der Welt zu schaffen, da es mir mit den „unglücklichen Zufällen“ nun einmal durchaus nicht gelingen will. Es wäre die Hauptsache, sich ein Gift zu verschaffen, das ich ihr täglich beim Mittagessen geben könnte und das keine Spur hinterläßt.“

„Oh — bezüglich der Spuren ist man bei keinem Gifte mehr ganz sicher!“ brummte Verdier. „Die Aerzte und Chemiker sind zu weit vorgeschritten in ihrer Wissenschaft, als daß man sich auf ihre Blindheit, gewissen Symptomen gegenüber, verlassen könnte. — Aber warten Sie, junger Mann, mir kommt ein Gedanke. Ich sollte in meiner Jugend Apotheker werden. Ich studierte Chemie — und dabei interessierte mich hauptsächlich das Thema über die Wirkungen der Gifte. Eine Vorahnung meines wirklichen Berufes wohl! Ich las viel über das Einatmen des Duftes von reiner Blausäure, welches das kräftigste Pferd binnen wenigen Sekunden tötet und dabei alle äußeren Symptome einer plötzlichen und aus inneren Krankheitsursachen erfolgten Herzlähmung hervorbringt. Was meinen Sie dazu, Moritz, wenn ich meine chemischen Kenntnisse dazu benützte, um ein Fläschchen reiner Blausäure zu bereiten? das könnten Sie Ihrer jungen Gattin dann gar leicht vor den Mund halten — und am nächsten Morgen wären Sie ein jammernder Witwer, der sich aber in dem Heiratskontrakte ein hübsches Sümmchen zu seiner Tröstung gesichert hat. Und das wären zwei Fliegen, mit einem Schlag getötet.“

„Herrlich, vortrefflich!“ rief Moritz. „Ich gehe heute zu Bette mit der vollen Ueberzeugung von unserem endlichen Siege über dieses junge Mädchen, welches uns durchaus nicht aus dem Wege gehen will.“

„Und ich will gleich morgen frühe mit der Bereitung des Giftes beginnen, denn das ist eine Sache, die Zeit braucht!“ sagte Verdier. „O, wenn nur erst auch diese Felicitas aufgefunden wäre!“

Dieser letzte Ausruf war der Stoßseufzer, mit dem sich Verdier jedesmal von Moritz zu verabschieden pflegte.

26.

Die Nachforschungen der Polizei über das Doppelverbrechen auf dem Friedhof und in der Ernestinenstraße waren inzwischen mit unvermindertem Eifer fortgesetzt worden. Amata hatte geheime Agenten nach England, Belgien und nach der Schweiz abgesendet. Die Grenzen von Frankreich wurden durch die Polizei auf das Strengste überwacht. In Paris gebot Amata über ein ganzes Heer thätiger Untergebener, die sich unter den verschiedensten Verkleidungen in alle verdächtigen Häuser und Schenken einschmuggelten, um irgend etwas zu erspähen oder zu erhorchen, was auf den Doppelmord Bezug hätte. Smoiloff besuchte auf Amata's Bitten hin alle öffentlichen und privaten Spielhäuser, von den grünen Tischen der Aristokratie und der unverbesserlichen Hazardspieler an bis zu der niedrigsten Spelunke, wo statt um blinkendes Gold, um elende Kupfermünzen gewürfelt oder gekartet wurde. Und endlich Amata selber, sie glich einem Chameleon, welches in täglich wechselnder Gestalt eine heißgewünschte Beute verfolgt. Um bei Moritz durch ihre allzuhäufige Abwesenheit vom Hause keinen Argwohn zu erregen, benützte sie meist die Abendstunden und den ersten Teil der Nacht für ihre Nachforschungen; da wußte sie ihren Sohn, seinen eigenen Vergnügungen nachgehend, entweder im Theater, oder auf Bällen oder auch bei guter Tafel mit seinen zahlreichen Freunden. Und nicht einmal sein Gedanke verirrte sich wohl zu seiner alten Freundin, der Frau Rosier.

Amata's Thätigkeit war eine fieberhaft angespannte — und dennoch hatte sie eben so wenig Resultate aufzuweisen, wie ihre vielen Gefährten auf der ermüdenden, keinen Augenblick ruhenden Jagd. Eine große Entmutigung ergriff nach und nach die Mitglieder der Polizei und man begann das ganze kostspielige Suchen nach dem Doppelverbrecher für nutzlos zu halten, und es wurde ernstlich überlegt, ob man die Entdeckung des Mörders nicht dem Zufall überlassen sollte, der schon die Urheber so vieler Uebelthaten in die Hände der Gerechtigkeit gespielt hatte. Nur Amata hoffte noch immer und ermahnte die Wankenden zur Ausdauer. Und wenn ihr Silvan und Galonbert, Jodelet und Martel immer kleinlauter ihre inhaltslosen Berichte abgaben, da rief sie ihnen ermutigend zu: „Sucht doch noch — sucht immer!“

Endlich sendete ein Polizeiagent aus London die ziemlich wichtige Mitteilung ein, daß Michael Bermont dort unter seinem wirklichen Namen und in sehr geachteter Stellung lebe. Es konnten natürlich gar keine gerichtlichen Maßregeln gegen Bermont ergriffen werden,

denn es lag keinerlei Verdächtigungsgrund gegen ihn vor, und die freiheitlichen Institutionen Englands beschützten deshalb seine Person wie ein Heiligtum. Aber Amata gründete rasch einen anderen Plan auf die gemachte Entdeckung. Lartig stand sehr wahrscheinlicherweise in Verbindung mit Michael Bermont, den Galonbert als das Haupt des Bundes der Fünfe bezeichnete. Wenn es nun der Polizei gelang, einen Brief des Verbrechers Lartig an seinen Verbündeten in London aufzufangen, dann war es fast sicher, daß man einen Anhaltspunkt über den Aufenthalt des Schuldigen oder wenigstens eine Spur gewann, durch welche man ihn endlich ausspionieren und festnehmen konnte. Amata kannte Lartigs Schrift gar wohl, ja sie bewahrte sogar ein Blatt von ihm auf, in welchem er sich als den Vater ihres Kindes bekannte. Auf diesen Umstand gestützt erwirkte Amata von dem Postdirektor die Erlaubnis, die Adressen aller nach London dirigierten Briefe betrachten zu dürfen, ehe dieselben abgesendet wurden. Von jetzt an brachte Amata jeden Tag mehrere Stunden auf dem Hauptpostamte zu, von neuer Hoffnung belebt und gestärkt.

Eines Tages kam Amata ermüdet nach Hause und kaum hatte sie Hut und Mantel abgelegt, als es klingelte und gleich darauf Moritz bei ihr eintrat. Amata empfing ihn mit ihrer gewöhnlichen der alten Freundin aufblickend. „Ich liebe Maria — und gedenke sie zu meiner Frau zu machen. Außer ihrer Schönheit besitzt sie eine große Mitgift und hängt überdies mit einer wahren Leidenschaft an mir. Als sie nach dem Schlangenbiß aus ihrer Ohnmacht erwachte, war mein Name der erste Laut, der über ihre Lippen trat. Es wäre doch wahrhaftig sehr unvernünftig, eine so schöne, reiche und liebevolle Braut zurückzuweisen. Mit dem dritten Teile ihrer Mitgift gründe ich eine Zeitung und bin ein gemachter Mann; denn ich weiß die Feder zu führen, diesen Ruf habe ich in Paris — ja, ich bin es sicher, durch meine teure Maria mein Glück zu machen in jeder Beziehung!"

Amata stand mit gesenktem Kopfe und gefalteten Händen vor Moritz. Seine Worte waren wie Hammerschläge auf ihr Herz gefallen. Nun war das lang Gefürchtete da, nun war er im vollsten Rechte, nach dem Namen und den Verhältnissen seiner Eltern zu fragen — es gab kein Verhüllen und Leugnen mehr, sie mußte an das Tageslicht, die ganze, schreckliche Wahrheit.

„Warum bleiben Sie so stumm, meine liebe Freundin?" fragte Moritz. „Warum ist Ihr Gesicht so bleich und verstört? Sind Sie unzufrieden mit meinen Plänen, die mir doch so günstige Aussichten in die Zukunft eröffnen?"



Stromauf. (Mit Text.)

Herzlichkeit und rückte ihm einen Stuhl neben dem geheizten Kamin zurecht. „Ich war heute schon einmal hier, ohne Sie zu treffen, meine liebe Freundin," sagte er. „Sie sind jetzt sehr viel außer dem Hause beschäftigt!"

„Ja — wegen meines Prozesses!" erwiderte sie, ohne die Augen aufzuschlagen. „Du weißt ja, wie es mit dergleichen Angelegenheiten geht. Kannst Du mir sagen, wie sich das arme Fräulein Bressol befindet, von derem Unfall Du mir erzählt hast!" fügte Amata, von dem gefährlichen Thema ablenkend, hinzu.

„Ich komme von dort zu Ihnen her, meine liebe Freundin!" antwortete Moritz. „O, Maria ist außer aller Gefahr und hat heute schon zum ersten Male das Bett verlassen. Bleich ist sie freilich noch zum Erschrecken und sie klagt über große Schwäche in den Gliedern. Der Arzt meint aber, daß dies nur eine Folge des erlittenen Schreckens ist. Der Himmel gebe, daß die Gesundheit des armen Mädchens sich bald und völlig wieder herstellt."

„Sie liegt Dir wohl sehr am Herzen, diese Maria?" fragte Amata, während sie die schwarzen Locken des Jünglings streichelte und ihm forschend in die Augen sah.

„Ja — warum sollte ich es leugnen?" sagte Moritz, offen zu

Amata hob langsam ihren trüben, thränenverschleierten Blick zu ihm auf. „Nein, ich bin nicht unzufrieden," sagte sie sanft. „Ich muß mich ja des Glückes freuen, welches Dir lächelt. Ich bin nur überrascht. Schelm — es sind noch keine vierzehn Tage her, daß Du ganz entschieden jede Heiratsabsicht ableugnetest."

„Damals hatte ich noch keine Hoffnung, Maria zu erringen!" lächelte er. „In meiner Armut durfte ich nicht wagen, um ihre Hand zu werben. Seitdem aber habe ich meinem holländischen Kapitän von meiner fruchtlosen Liebe erzählt — und da er mir sehr wohl will und sehr reich ist, hat er mir versprochen, mir ein ansehliches Kapital vorzustrecken, welches als kleines Gegengewicht gegen Marias Mitgift in die Wagschale fallen soll. Diese Schuld habe ich ihm dann nach und nach von dem Ertrage meiner Zeitung abzuzahlen. Es ist eine Art von Leibrentenvertrag, den er mit mir abschloß."

Amata glaubte an diese Erzählungen wie an die Wahrheit des Bibelwortes. Ihr Vertrauen in die Redlichkeit und den Seelenadel des Jünglings war fest gegründet, wie ein Fels. Auch heute kam ihr nicht einmal der flüchtigste Zweifel in den Sinn. „Aber das ist ja Alles sehr günstig für Dich," rief sie, über ihre erste Nieder-

geschlagenheit siegend. „So sei denn das Schicksal gesegnet, welches die Wege meines Lieblings angenehm und eben macht!“

„Wissen Sie, warum ich heute schon zum zweitenmale zu Ihnen gekommen bin?“ fragte Moritz, Amata's Hand ergreifend. Sie ahnte es wohl und ihr Herz klopfte zum Zerspringen unter dem Gedanken an die Stunde, die nun folgen mußte. Trotzdem schüttelte sie schweigend den Kopf.

„Nun wohl, so hören Sie, meine liebe Freundin. Ehe ich vor Ludwig Bressol hintrete, um die Hand seiner Tochter zu begehren, muß ich wissen, wer meine Eltern waren, aus welchem Stande ich entsprossen bin. Ich muß eine Antwort bereit haben, wenn Marias Vater diese Fragen an mich stellt!“

„Ja — nur allzuwahr!“ stöhnte Amata. „Bressol wird fragen und Deine Antwort wird alle Deine Pläne zerstören!“

„So habe ich mich meiner Abkunft zu schämen?“ fuhr Moritz mit purpurrotem Antlitz auf.

„O mein Gott, stehe Du mir bei in diesen entsetzlichen Augenblicken!“ rief Amata, die Hände ringend, aus.

„Antworten Sie mir!“ sagte Moritz mit beinahe harter Betonung. „Ich will jetzt endlich wissen, welches Geheimnis die Vergangenheit für mich birgt!“

„Es wäre besser für Dich, Moritz, es nie und nimmer zu erfahren.“

„Nein!“ sagte Moritz entschlossen. „Ich begehre Klarheit! Und ich schwöre Ihnen, daß ich jedes Band zwischen uns beiden als zerrissen betrachten würde, wenn Sie mir jetzt die verlangten Aufklärungen verweigern wollten.“

Ein erschreckter Blick aus Amata's Augen traf den Jüngling. „Du zwingst mich, Dir Dein Verhängnis zu offenbaren. So höre es denn!“ sagte sie mit dumpfer Stimme. „Deine Mutter stammte von wohlhabenden Eltern ab, die ihr eine gediegene Erziehung in jeder Beziehung zu teil werden ließen. Unverschuldete Unglücksfälle zerstörten aber den Wohlstand der Familie, und Amata, so ist der Name Deiner Mutter, verlor noch dazu die geliebten Eltern, als sie kaum noch den Kinderschuhen entwachsen war. Sie hatte keine Geschwister und keine näheren Verwandten, sie stand allein und mittellos im Leben. Nur eine Jugendfreundin ihrer Mutter nahm sich der hilflosen, unerfahrenen Amata an und verschaffte ihr eine sehr angenehme Stellung als Gesellschaftsdame bei einer jungen Gräfin, die mit ihrem Gemahl, einem russischen Edelmanne, mit Namen Kurawieff und ihrem Kinde in Paris lebte. Amata's Leben schien nun befreit von Sorge und Schmerzen und dennoch lauerte die Schlange unter den Blumen. Sie lernte im Hause Kurawieffs einen jungen, hübschen Mann kennen, den Leibjäger und erklärten Liebling des Grafen. Und dieser Mann, der sich Lartig nannte, bethörte Amata's Herz mit falschen Schwüren und stahl ihr Glück und Ehre. Und nicht gesättigt von seinem Verrate, hatte er ihr noch einen anderen Lohn für ihre hingebende Liebe zugedacht! Er ermordete die junge Gräfin, wie es sich später herausstellte, im Auftrage eines russischen Fürsten und versteckte das blutige Messer in Amata's Zimmer. Die Unschuldige wurde mit Fesseln beladen und eingekerkert. Und im Kerker gebar sie ein Kind, einen Sohn! Und jenes Kind —“

„Bin ich?“ schrie Moritz in erschrockenem Tone auf.

„Ja — bist Du!“ bestätigte Amata dumpf. „Ein Zufall brachte endlich die Schuldlosigkeit Deiner Mutter an den Tag. Sie wurde freigesprochen und erhielt eine bedeutende Summe von dem Grafen Kurawieff zur Entschädigung für die erlittene Kerkerhaft. Aber ihr Leben blieb vergiftet und in ihrem Herzen brannte der heiße Wunsch nach Rache an ihrem Verderber. Sie wollte Lartig in die Hände der strafenden Gerechtigkeit liefern und widmete sich deshalb dem Polizeidienste. Vierzehn Jahre lang war sie als geheime Agentin thätig — sie wurde der Schrecken aller Verbrecher, nur Lartig aufzufinden ist ihr nicht gelungen. Sie zog sich endlich in das Privatleben zurück — und verbrachte stille Tage, bis vor kurzem —“



Stromab. (Mit Text.)

„Meine Mutter lebt also!“ unterbrach Moritz hastig die Erzählerin. „Wer ist sie und wo habe ich sie zu suchen?“

„Und wenn Du sie fändest, könntest Du ihr verzeihen?“ fragte Amata mit einem Blicke der heißesten Seelenangst.

„Ich habe meiner Mutter nichts vorzuwerfen!“ murmelte Moritz. „Frau Rosier, rasch! Sagen Sie mir, wo meine Mutter ist — ich möchte meine Mutter sehen!“ Ob es Wahrheit oder Heuchelei war, was dem Doppelmörder Moritz diese Worte auf die Lippen gab? Vielleicht hatte der Name „Mutter“ doch auch für ihn einen heiligen Klang — vielleicht war ein Plätzchen in seinem Herzen frei geblieben von verbrecherischen Gedanken und es wuchs darauf eine bescheidene Blüte der Kindesliebe. Vielleicht auch sehnte er sich nur nach der Mutter, weil er Mutterliebe nie an sich erfahren hatte. Gleichviel — Amata hörte aus seinem Munde nur Verzeihung und Liebe heraus. Sie warf sich schluchzend in seine Arme. „Und ahnst Du nicht, daß ich die arme Amata Joubert bin, Deine Mutter!“ rief sie, halb erstickt von ihren Thränen. „Liebte ich Dich nicht stets wie einen Sohn, war ich nicht Deine beste Freundin, sorgte ich nicht für Dich nach meinen besten Kräften? O mein Moritz, Du hast Deiner Mutter

verziehen. Bestätige Deine Vergebung nun durch Deinen ersten Kuß. Sage mir, daß Du mich nicht verachtest."

Moritz schlang seinen Arm um Amata's Nacken und berührte ihre Wange mit seinen Lippen. „Nein, ich verachte Sie nicht, meine Mutter — ich habe Sie ja stets geliebt, warum sollte sich dieses Gefühl jetzt verwandeln, da Sie ein so großes Recht auf Zärtlichkeit haben? Aber es ist schrecklich, was Sie mir erzählten. Ich bin der Sohn eines Mörders, bin im Kerker geboren. O furchtbares, ungeahntes Verhängnis!"

„Tröste Dich, Moritz," rief Amata zärtlich. „Niemand weiß es, die Jugendfreundin meiner Mutter, die nie an meine Schuld geglaubt hatte, trug Dich aus dem Inquisitenspitale in ihre Wohnung und ließ Dich in ihrer Pfarrkirche auf meinen Namen taufen."

„Sohn eines Mörders," murmelte Moritz wieder vor sich hin. „O es ist ein unbegreiflich schreckliches Zusammentreffen!"

„Denke nicht mehr daran!" bat Amata schmeichelnd, „höre noch mein zweites Geständnis an, denn heute will ich Dir gegenüber jedes Geheimnis von meiner Seele wälzen. Ich bin vor wenigen Wochen wieder in den Polizeidienst getreten — aber nur für kurze Zeit. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, den Mörder vom Friedhof und von der Ernestinenstraße in die Hände der Polizei zu liefern. Ist das gelungen, dann entsage ich für ewig meinem jetzigen, eben so traurigen als häßlichen Berufe!"

Amata nannte nicht einmal ihrem Sohne gegenüber den Verbrecher Lartig als den wirklichen Gegenstand ihrer Verfolgung. In ihren Gedanken waren übrigens Lartig und der Doppelmörder nur eine einzige Person.

Moritz hatte das Schüreisen ergriffen und schob die Glut in dem Kamine auseinander. Er that es, damit der Feuerschein die Todesblässe seines Gesichtes verbergen sollte. Seine Mutter war also eine Agentin der Polizei — seine Mutter suchte den Mörder Jenny Stall's und Jordan Wild's! O, dieser Gedanke machte die Haare auf seinem Kopfe sträuben und die bleiche Todesfurcht glitt wie eine kalte Schlange in sein Herz hinab.

„O Mutter, welch' ein gräßliches, unweibliches Ziel haben Sie sich gesteckt," stammelte er nach einer langen Pause. „Sie müssen abstehen von dieser unwürdigen Aufgabe, Sie müssen dem Dienste der Polizei entsagen! Der Sohn einer geheimen Agentin? O Mutter — wollen Sie mir nicht wenigstens diese Bitterkeit ersparen?"

„Ich kann jetzt nicht zurücktreten, Moritz, ich habe geschworen, den Doppelmörder zu entdecken."

Moritz schloß schwindelnd die Augen. Aber seine Entmutigung dauerte nur wenige Sekunden. Und wenn Amata auch den Mörder entdeckte — würde sie ihr eigen Fleisch und Blut den Gerichten überliefern? Nein — nie und nimmer!

Er wollte eben einige Fragen bezüglich der Art ihrer Nachforschungen nach dem Verbrecher an Amata stellen, als Magdalena eintrat und ihrer Herrin ein Visitenkarte übergab. „Ich habe den Herrn in den Salon geführt," sagte sie. „Er will sogleich mit Ihnen sprechen."

Amata erhob sich lebhaft von ihrem Sitze. „Entschuldige mich für eine Viertelstunde," sagte sie zu ihrem Sohne. „Ich kehre dann zu Dir zurück, heute mußt Du bei mir bleiben — ich bin so glücklich — ich habe Dir noch so viel zu sagen."

Moritz hatte fast unwillkürlich einen Blick auf die Visitenkarte geworfen und den Namen Smoiloff gelesen. Was hatte Oktavia's Verehrer denn mit der geheimen Agentin zu verhandeln? Moritz wollte und mußte es erfahren. „Ich will inzwischen einen Brief hier schreiben!" sagte er zu Amata.

Kaum aber hatte sie sich aus dem Zimmer entfernt, als er sich durch einen schmalen, finstern Korridor nach ihrem Schlafgemache schlich, welches, wie er wußte, an den Salon stieß. Von hier aus konnte er Amata's Unterredung mit Smoiloff ungestört behorchen.

Amata betrat eben den Salon und rief dem Russen hastig entgegen: „Sie hier, Graf Kurawieff — bringen Sie mir eine Neuigkeit?"

„Und eine große, wichtige dazu!" erwiderte Smoiloff. „Aber ich bitte Sie, nennen Sie mich nicht mehr mit meinem Namen, der in Paris verschollen bleiben muß."

„Sie haben recht!" entgegnete Amata beschämt. „Die Ueberraschung über Ihren Anblick ließ mich so gedankenlos sein. Was also bringen Sie für Nachrichten?"

„Ich habe einen Manschettenknopf entdeckt, der völlig jenem in der Gruft aufgefundenen gleicht!" sagte Smoiloff. „Haben Sie das kleine Hufeisen in Ihrer Verwahrung?"

„Ja!" sagte Amata.

„Gut, so vergleichen wir!" Ein kurzes Schweigen erfolgte.

„Diese beiden Knöpfe gehören zusammen. Wo aber haben Sie den wichtigen Fund gemacht?" rief Amata plötzlich.

„Meine Antwort wird Sie überraschen," sagte der Russe. „Ich schenkte der Operettensängerin Oktavia, eine Brillantenrose. Sie brachte ihr Schmuckkästchen herbei, um das kostbare Kleinod zu verwahren und vielleicht, um mir zu zeigen, daß auch ihre früheren Bewunderer nicht karg gegen sie gewesen waren; denn sie packte all ihre Schmucksachen vor mir aus. Am Grunde des Kästchens lag dieser Knopf. Ich erkannte ihn sogleich und konnte kaum meine Ueberraschung verbergen. Eine Frage an Oktavia wäre eine große Unvorsichtigkeit gewesen — ich griff also zu einer List.

„Wollen Sie mir nicht ein Glas Wasser bringen lassen?" fragte ich plötzlich. „Ich leide schon seit gestern an Schwindel." Sie mußte, um meine Bitte zu erfüllen, zu dem Glockenzug treten, welcher neben der Thüre angebracht ist, und inzwischen hatte ich vollauf Zeit, mich des verdächtigen Knopfes zu bemächtigen. Bald darauf verabschiedete ich mich von Oktavia und eilte zu Ihnen her, um Sie zu fragen, was nun zu thun ist?"

„Es ist äußerst rätselhaft, daß Sie diesen Knopf bei einer Dame gefunden haben," versetzte Amata. „Besitzt jene Oktavia nicht einen Vater, Bruder oder einen sehr vertrauten Freund, der etwa wie zu Hause bei ihr ist?"

„Oktavia's Eltern sind seit Langem tot, wie sie mir erzählte — sie hat eine einzige Schwester, die in Italien verheiratet ist. Und was einen Geliebten betrifft, so leugnet sie entschieden jede nähere Beziehung zu irgend einem andern Manne als mit mir ab. Ueber diesen letzten Umstand bin ich freilich nicht im Klaren."

„Wir müssen zu der Verhaftung der Operettensängerin schreiten," sagte Amata nachdenklich. „Ich werde noch heute einen Haftsbefehl wider sie erwirken. Um aber die heutige Vorstellung im Theater nicht zu stören, so werde ich Oktavia erst morgen früh aus ihrem Hause abholen lassen. Da sie heute zu singen hat, so wäre es nutzlos, dem Theaterdirektor einen Schaden zuzufügen; sie entwischt uns ja für alle Fälle nicht. Erlauben Sie mir, daß ich mich bei meinem Sohne, der mich im Wohnzimmer erwartet, entschuldige, dann folge ich Ihnen sogleich zur Polizei."

Moritz fühlte sich unfähig, seine Mutter in dem Zustande tödlicher Angst und Verzweiflung, in welchem er sich befand, entgegenzutreten. Das Schlafzimmer hatte einen zweiten Ausgang; Moritz trat durch denselben in die Küche hinaus, wo Magdalena eifrig beschäftigt war. Er ging mit abgewandtem Gesichte an ihr vorüber. „Sagen Sie Ihrer Herrin, daß ich zur Post gegangen sei und gegen Abend wieder kommen werde!" rief er, an der Wohnungsthüre angelangt, in die Küche zurück. Und dann eilte er die Stiege hinab, mietete einen Wagen und fuhr zu Lartig.

Verbier betrat fast mit ihm zugleich das Haus seines Bundesgenossen. Moritz erzählte in abgebrochenen Worten, was er bei Amata erlauscht hatte.

„Graf Kurawieff in Paris!" rief Lartig erschreckt. „Ja, jetzt heißt es wirklich auf der Hut stehen."

„Ich bin verloren!" stammelte Moritz, nur die eigene Gefahr begreifend. „Oktavia wird morgen plaudern und mir bleibt nichts anderes übrig, als mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen!"

„Bah — man muß Oktavia eben noch heute stumm machen!" sagte Verbier trocken. „Haben Sie mir nicht gesagt, Moritz, daß Sie nachts bei ihr aus- und eingehen können?"

„Ja, es ist wahr!" murmelte Moritz. „Aber sie töten — es ist schauerlich. Und durch welches Mittel sollte es geschehen? Es darf kein Lärm gemacht werden — ein einziger Schrei aus dem Munde der Armen könnte mich an ihre Dienerschaft verraten."

„Ich will Ihnen einen Rat geben, junger Mann," sagte Verbier. „Machen Sie Ihrer schönen Freundin heute nach der Vorstellung einen Besuch und nehmen Sie dabei eine jener langen und starken Nadeln mit sich, womit die Landfrauen ihre Tücher zusammenzustecken pflegen. Oktavia wird müde sein vom Singen, und um sie noch sicherer einzuschläfern, will ich Ihnen einen stark mit Chloroform vermischten Parfüm geben. Und wenn sich die schönen Augen geschlossen haben, dann stoßen Sie die Nadel rasch und kräftig in Oktavia's Hinterhaupt, hier an dieser Stelle, die ich jetzt auf Ihrem eigenen Kopfe berühre. Ich habe schon oft in dieser Weise gearbeitet und der Arzt hat dann eine Gehirnlähmung als die Todesursache erklärt!"

„Ich werde es nicht vermögen!" stotterte Moritz. „Sie liebt mich so sehr — sie ist ein so gutes, harmloses Geschöpf."

„Ganz gut, wie Sie das halten mögen!" sagte Verbier achselzuckend, „Oktavia oder Sie, das ist Ihre Wahl — so viel ist gewiß. Hüten Sie sich aber, an uns zum Verräter zu werden — sonst wäre Frau Rosier verloren. Merken Sie sich das."

„Mut, Moritz, befreien Sie sich aus der dringenden Gefahr," rief Lartig ängstlich aus. „Ich will Sie nicht verlieren, denn ich liebe Sie wie meinen eigenen Sohn."

„Wohl! Ich bin entschlossen! Oktavia sterbe, es muß ja sein!" sagte Moritz mit finsterem Blicke. „Und nun habe ich euch noch weitere Mitteilungen zu machen, die meine Abkunft betreffen und zugleich eine Gefahr, die mir von anderer Seite her droht." Er erzählte seinen Verbündeten alles, was ihm Amata über ihre Vergangenheit gesagt und auch, daß sie geschworen hatte, den Mörder Jenny's und Wild's der Polizei zu überliefern. Lartig zuckte unter den Enthüllungen des jungen Mannes mehrmals heftig zusammen und eine fahle Blässe bedeckte sein Antlitz. „So, Amata Joubert's Auge und Spürkraft ist wieder thätig!" murmelte er endlich. „O das ist noch schlimmer als die Gegenwart des Grafen Kurawieff in Paris!" Dann ließ er seine Augen lange auf Moritz ruhen.

„Sie sind also Lartigs Sohn?“ fragte er mit einem eigentümlichen, fast innigen Ausdruck. „Seltsame Fügung. Lartigs Sohn!“

„So kennen Sie meinen Vater?“ fragte Moritz hastig.

„Ob ich ihn kenne?“ lächelte Lartig — „er ist ein Mitglied des Bundes — und eigentlich weiß ich nicht, warum ich nicht gestehen sollte —“

„Halt!“ rief Verdier gebietend. „Im Namen Michael Bermonts untersage ich Ihnen, weiter zu sprechen.“

„Aber ich will wissen, wer Lartig ist!“ rief Moritz. „Da der Bund außer mir nur vier Mitglieder besitzt, muß einer von Ihnen beiden — oder Bermont oder Chauvin mein Vater sein!“

„Oder war es der tote Jordan Wild!“ sagte Verdier mit schwerer Betonung.

Moritz starrte dem falschen Priester einige Sekunden wie entgeistert ins Antlitz. Dann stürzte er mit dem Ausruf: „Ich Elender habe meinen Vater ermordet!“ gleich einem Wahnsinnigen aus dem Zimmer.

„Warum hast Du dem Armen das gethan?“ fragte Lartig vorwurfsvoll.

„Es wäre zu gefährlich für seinen maßlosen Hochmut und sein Selbstbewußtsein gewesen, ihm zu gestehen, daß Du sein Vater bist!“ sagte Verdier. „Nun sind seine Fragen in ihrem Ursprung erstickt — nun wird er hübsch demütig sein, mit dem Bewußtsein des Vatermordes auf der Seele. Er war mir etwas zu stolz und selbständig geworden in der letzten Zeit, der gute Junge!“

„Ich soll ihn also nie als Sohn in meine Arme schließen dürfen?“ fragte Lartig kläglich.

„Bah — es steht Dir ja frei, ihn nach vollbrachtem Werke mit Dir nach Amerika zu nehmen! — Und drüben, auf sicherem Boden, kannst Du dann Deinen väterlichen Gefühlen freien Lauf lassen. Nimm Dich zusammen, Lartig! Willst Du denn in Deinen alten Tagen noch zum feigen Schwächling werden?“

27.

Moritz begab sich gegen Mitternacht zu Oktavia. Als er das Hausthor öffnete, bemerkte er nicht, daß auf der anderen Seite der Straße ein Mann, unbeweglich wie der Schatten eines leblosen Gegenstandes, an einem Laternenpfahle lehnte. Es war Martel, der von Amata den Auftrag erhalten hatte, das Haus der Sängerin während der Nacht zu bewachen. Martel sah Moritz eintreten bei der Sängerin — doch wußte er natürlich nicht, ob dieser vom Kopf bis zu den Füßen in einen Mantel gehüllte Mann ein fremder Besucher sei oder einer der beiden Diener Oktavia's. Und da Martel überdies allein auf seinem Posten war, mußte er sich ohnehin damit begnügen, zu warten, ob der Unbekannte das Haus wieder verlassen würde oder nicht.

Moritz stieg inzwischen, ohne eine Ahnung dieser gefährlichen Ueberwachung zu haben, leise die Treppe hinauf, tastete sich durch das dunkle Vorzimmer und klopfte an die Thüre Oktavia's. Das schöne Mädchen, das eben erst vom Theater nach Hause gekommen war, öffnete sogleich und fiel Moritz mit einem leisen Freudenrufe um den Hals. „Endlich bist Du da!“ sagte sie. „Drei Abende hindurch habe ich vergeblich auf Dich gewartet. Es ist lange her, daß Du nicht zu mir gekommen bist.“

„Ich that es nicht, in Deinem eigenen Interesse, Oktavia — Dein Graf könnte es sich doch einmal einfallen lassen, den Spion zu spielen. Und dann wäre es vorbei mit Deinen Heiratsplänen.“

„Ach ja — Du bist immer der Klügere!“ sagte das schöne Mädchen, während sie sich mit ihm auf den Divan setzte. „Da Du aber schon so viel Verstand hast, könntest Du mir auch raten, wie ich den Russen rasch zu der Hochzeit veranlassen soll — denn ich fange an, die Geduld zu verlieren bei diesem langweiligen Einsiedlerleben.“

„O, die einfältigste Tochter Eva's ist in solchen Dingen geschickter, als der geistreichste Mann!“ lachte Moritz, während er ein Parfümfläschchen hervorzog und scheinbar dessen Duft einzog. In Wahrheit aber war der mechanische, verschiebbare Stöpsel fest geschlossen.

„Ich habe mir gedacht, daß es gut wäre, wenn Du in Deiner Zeitung einen Artikel veröffentlichen würdest über die vielen, in letzter Zeit zwischen Hochadeligen und Theaterdamen geschlossenen Heiraten!“ sagte Oktavia. „Du müßtest die Sache eben als Modesache hinstellen. Das könnte dann nicht verfehlen, Wirkung auf den Russen zu machen!“

„O, diese Gefälligkeit will ich Dir ganz gerne erweisen,“ sagte Moritz. „Sobald ich nach Hause komme, setze ich mich hin und verfasse den Artikel. Morgen sollst Du schon bedient sein.“

„Du bist mein guter, freundlicher Moritz,“ schmeichelte sie. „Was hast Du da für ein Fläschchen?“

„Auch eine Modesache — Juchtenparfüm! Ich kann aber durchaus nicht dafür schwärmen! Ich meine immer, mich bei einem Schuster zu befinden, wenn ich daran rieche!“

„Gieb!“ sagte Oktavia. „Ueber Parfüms sind nur Damen gute Richter. Eure Sinne sind durch das ewige Tabakrauchen abgestumpft.“

(Fortsetzung folgt.)

Die erste preußische Gesandtschaft auf den Sandwichinseln.

Gerade jetzt, wo die Kolonialbestrebungen der deutschen Reichsregierung ihre ersten Erfolge aufzuweisen haben, dürften einige Mitteilungen über eine preußische Gesandtschaft, die vor mehr als 50 Jahren die Sandwichinseln besuchte, von allgemeinem Interesse sein.

Es war zu Ende der Zwanziger Jahre, als das der Königl. preußischen Seehandlung gehörende Schiff „Prinzessin Luise“ zum ersten Male im Hafen von Honolulu vor Anker ging. Der noch sehr junge König Kauike=aouli hatte vieles von den Thaten der preußischen Nation in dem großen Befreiungskriege gegen Napoleon gehört und daß ihren Anstrengungen allein der größte Teil des glücklichen Erfolges zugeschrieben werden müsse. Man hatte dem König viel von dem Feldmarschall Blücher erzählt, so daß sich seiner eine gewisse Bewunderung dieses Mannes bemächtigte, wobei er oftmals den Wunsch ausgedrückt hatte, daß er wenigstens das Bild dieses tapferen Mannes zu sehen wünsche. In seiner Bewunderung für Preußen schickte er dem König Friedrich Wilhelm III. einen bunten Federmantel, begleitet mit einem Schreiben, worin er den hohen Wert dieses Gegenstandes auseinandersetzte, da diesen Mantel einst Tamehamea I. in den Schlachten getragen habe, welche die Unterwerfung aller Sandwichinseln unter seine Regierung zur Folge hatten.

Infolge dieses Geschenkes schickte der König von Preußen mit der ersten Gelegenheit, welche sich bei der abermaligen Reise der „Prinzessin Luise“ darbot, eine Gesandtschaft an Kauike=aouli, um ihm außer dem Bilde des Fürsten Blücher noch eine Anzahl von Geschenken zu überbringen. Diese Gesandtschaft bestand aus Kapitän Wendt und Dr. Meyer, welche den Auftrag hatten, jene Sendung auf eine der königlichen Würde des Empfängers entsprechende Weise zu übergeben. In Begleitung eines nordamerikanischen Kaufmanns, der als Dolmetscher dienen sollte, begaben sie sich am 24. Juni 1831 nach der Wohnung Kauike=aouli's. Es war eine schöne Tropennacht, als der junge Herrscher der Gesandtschaft die erste Audienz erteilte. Auf dem großen freien Platze vor der königlichen Wohnung standen zwei kleine zierliche Indianerhütten, die der Königin=Mutter Kaahumana angehörten, und vor denselben waren mehrere Hundert Indianer von der Dienerschaft der Herrscherfamilie gelagert. Vor der Thür der einen dieser kleinen Hütten stand Kauike=aouli und vor ihm, auf seinen Matten gelagert, befanden sich die alte Königin=Mutter und die vier noch lebenden Witwen des zu London verstorbenen Rihoribo, des Bruders des jetzigen Fürsten. Kauike=aouli, der unter dem Namen Tamehamea III. zum König der Sandwichinseln gekrönt wurde, war damals 17 Jahre alt und nicht besonders groß und stark. Kauike=aouli, ein sehr häßlicher Mensch, war bekleidet mit einem weißen Hemde, weißen Pantalons, einer bunten Weste und einem weißen Strohhut. Als Kapitän Wendt ihm das Schreiben des Königs von Preußen überreichte, nahm er den Hut ab und legte das Schreiben in denselben. Als Kauike=aouli hörte, daß die Gesandtschaft auch Geschenke für seine Frau mitgebracht hätte, wenn er etwa verheiratet wäre, äußerte er sogleich zu seiner nächsten Umgebung, daß er sich jetzt sehr bald verheiraten müsse, da es sein Freund, der König von Preußen, wünsche. Er bat die Gesandtschaft jedoch zugleich, von diesen Geschenken nicht zu sprechen, da sie den Neid der Damen seiner Verwandtschaft erregen würden.

Während dieser Unterredung wurde Dr. Meyer von einem der Diener, die zu des Königs Füßen saßen, ersucht, ihm seinen großen peruanischen Hut aus Vicunawolle zu zeigen. Sogleich setzte sich der Diener denselben auf, worüber die ihn umgebenden Eingeborenen herzlich lachten und, wie es schien, Witze machten.

Die Gesandtschaft wurde hierauf der Königin=Mutter Kaahumana vorgestellt, die knieend ganz allein auf einer Matte saß und mit einer bunten chinesischen Decke umhüllt war, die sie immer so viel öffnete, daß man dann und wann etwas von ihrem Gesichte zu sehen bekam. Diese ungeheure Gestalt der Kaahumana knieend, unter einer bunten Decke, bei hellem Mondschein zu sehen, glich fast einem Götzenbilde. Sie reichte sehr freundlich sowohl Kapitän Wendt als Dr. Meyer die Hand und dabei sagte sie mehrmals: „my Queen! my Queen!“ indem sie mit der Hand beständig auf sich selbst zeigte. Sie schien damit zu verstehen geben zu wollen, daß sie die Königin und wahre Beherrscherin der Sandwichinseln sei und nicht ihr Stiefsohn Kauike=aouli, der nur die Regentschaft führe.

Am folgenden Tage Vormittags waren die Geschenke gelandet und in die Wohnung Kauike=aouli's geführt, woselbst er seinen Hof versammelt hatte. Als die Gesandtschaft in den Hofraum der königlichen Wohnung eintrat, präsentierten die Wachen, die in englische Seemannsuniform gekleidet waren. Im Hause des Königs waren die Großen des Reiches versammelt; sie waren an die Wände des Saales gleich Bildsäulen gelehnt. Kauike=aouli und John Adams, der Gouverneur, saßen auf einer Bank. Kapitän Wendt und Dr. Meyer wurden genötigt, sich auf einer gegenüberstehenden Bank niederzulassen. Der König war bekleidet mit weißen Pantalons, mit einer schwarzen verschnürten Jacke, buntem Halstuche und bunter Weste,

während die riesenmäßige Gestalt des Gouverneurs in einem blauen Fracke steckte, dessen Zipfel fast bis zur Erde reichten.

Gleich nach Ankunft der Gesandtschaft erschienen die Damen der Herrscherfamilie Kaahumana, die alte Königin-Mutter ging mit gemessenen Schritten voran; ihr folgten die Damen Kinau, Kekaumana und Kekau-onohi, sämtlich Schwägerinnen von Kauike-aouli und hinterbliebenen Frauen des zu London verstorbenen Rihoribo. Ferner waren im Gefolge eine Nichte des verstorbenen Premierministers Karaimoku, der unter dem Namen William Pitt bekannt geworden ist und Madame Boki, die Frau des verunglückten Gouverneurs Oahu, welche in Begleitung des Königs Rihoribo in London gewesen war. Die Damen, welche bei ihrem Eintritt Kapitän Wendt und Dr. Meyer die Hand reichten, waren insgesamt in sehr weite seidene Kleider, sogenannte Missionshemden, gehüllt; sie trugen schwarzseidene Strümpfe und Schuhe und ihr Haar war sehr geschmackvoll mit den schönen Blumen der Edwarsia chrysoshylla geschmückt. Kaahumana trug einen Strohhut mit Blumen und Federn verziert, der sich durch sein Alter und seine Form höchst seltsam ausnahm.

Nachdem die Damen sich auf Bänken und Sesseln niedergelassen hatten, wurden die Kisten mit den Geschenken in den Saal gebracht und in Gegenwart der Versammelten geöffnet. Die Versammlung zeigte ihr hohes Erstaunen über die große Menge der Geschenke, doch Kauike-aouli, auf der Bank sitzend, betrug sich anfangs so abgemessen zurückhaltend, daß man sein Benehmen sehr bald für erkünstelt halten mußte.

Unter den Geschenken gefielen einige Statuen aus Eisenguß dem Könige besonders wohl, ebenso eine Uniform und ein reiches Sattelzeug. Die größte Freude aber machten ihm die Gemälde des Königs von Preußen und dasjenige des Fürsten Blücher, welches einst Kauike-aouli zu sehen gewünscht hatte. Unter den Geschenken, welche für die etwaige Gemahlin Kauike-aouli's bestimmt waren, befand sich ein feiner Damenhut mit künstlichen Federn; er erregte besonders die Neugierde der jungen Königin Kinau, die bei ihrer außerordentlichen Riesengestalt dennoch einige ganz besondere Reize besessen haben soll. Auch die verschiedenen Schmuckgegenstände gefielen dieser Dame außerordentlich und sie wünschte, daß sie ihr angelegt würden, wobei die Gesandten in keine geringe Verlegenheit gerieten, da die Armbänder und die Halskette, obgleich ausnehmend groß gemacht, dennoch nicht passen wollten.

Kauike-aouli wurde ersucht, die Uniform anzulegen, was er auch sogleich mit Hilfe seines Sekretärs Halilei im Nebenzimmer that; doch als es plötzlich hieß: „die Missionäre kommen," legte er sie schnell wieder ab. Als der König in den Saal zurückkam und seine Schwägerin Kinau im Schmucke erblickte, sagte er sogleich, daß sie ihn ablegen solle, denn er wäre durchaus nicht für sie bestimmt, auch würde sie nichts davon bekommen. Die Schwägerin gehorchte augenblicklich, ohne eine Miene zu verziehen. Die feine Leinwand, die seidenen Stoffe, die Toilettenstücke und noch viele andere Sachen erregten den Neid der anwesenden Damen, denn Kauike-aouli behielt alles für sich.

Während die Geschenke übergeben wurden, saß Kaahumana, die Königin-Mutter, still und traurig da; sie konnte ihren Neid nicht verbergen und stellte sich lieber krank. Ein Stock mit einer Mundharmonika, der für John Adams, den Gouverneur bestimmt war, gefiel der alten Frau so außerordentlich, daß sie ihn in Beschlag nahm und sogleich in Gegenwart der hohen Versammlung ihre musikalischen Talente darauf versuchte.

Die überreichten Geschenke machten auf Kauike-aouli und alle Großen des Reiches den angenehmsten Eindruck; obgleich ersterer stets ein sehr abgemessenes, erkünsteltes und offenbar von den Missionären anbefohlenes Betragen zeigte, so hatte er doch zu den englischen Kaufleuten gesagt, daß er ganz beschämt wäre, denn er habe dem Könige von Preußen nur einen Federmantel geschenkt und erhalte jetzt so außerordentlich viele Sachen, die er nicht zu vergelten wisse. Es ist in der That wahr, daß, so oft auch die Engländer nach den Sandwichinseln Geschenke geschickt haben, sie nie den Wert derjenigen überstiegen, welche die preußische Gesandtschaft überreicht hatte.

G. St.

Humoristisches.



Mißverstanden.
Herr (auf dem Ball): „Darf ich hoffen, daß — — —
Backfisch (einfallend): „O! Sprechen Sie mit der Mama!"
Herr (erstaunt): „Ja, worüber denn?"

Unsere Bilder.

Am Dorfbrunnen.

„Schön guten Abend, Nachbarin Grete —"
„„Nachbar Hans, ich danke Dir.""
„Habe Dich lange nicht mehr gesehen!" —
„„Just so erging es mir auch mit Dir.""

„Wohnen auch gar so fern von einander!" —
„„Ei, ist zu mir denn der Weg so weit?""
„Seh' Dich auch nie beim Tanz an der Linde."
„„Habe dazu eben keine Zeit.""

„Wenn aber einer Dich holen wollte?" —
„„Ei, das hat noch keiner gethan —""
„Grete — wie wär's, wenn ich morgen käme?" —
„„Nachbar Hans, das kommt darauf an —""

Und sie sehen mit lachendem Auge
Eins dem andern in's Angesicht.
Peter daneben, der denkt: „zum Brunnen
„Geht der Krug so lang bis er bricht."

Th. E.

Stromauf und stromab. Eine Flußfahrt ist kein ungeeignetes Sinnbild des Lebens: stromaufwärts im Lauf der Jahre geht es langsam und mühevoll bis zur Sonnenhöhe des Lebens; stromabwärts aber geht es rascher und fast müheloser; dort ist der Kampf, hier die Ruhe; dort ist die Mühe, hier ist der Lohn. Etwas ähnliches mag sich auch der Künstler gedacht haben, welcher unsere beiden vorstehenden Holzschnittbilder, Szenen aus dem Leben eines jungen ländlichen Paares, komponiert hat.

Allerlei.

— „Was haben Kälte und Wärme für Eigenschaften?" fragte ein Lehrer der Physik einen seiner Schüler. — „Kälte zieht zusammen und Wärme dehnt aus," antwortete dieser ganz richtig. — „Woraus schließest Du das?" fragte ersterer weiter. — „Weil die Tage im Winter kurz und im Sommer lang sind," lautete die Antwort.

— Zur Zeit der französischen Revolution verlangten die Machthaber von jedem den vierten Teil seines Vermögens als eine patriotische Beisteuer. — Diese Auflage wurde von den Säumigen exekutivisch beigetrieben. Zu einem Pariser Bürger kam deshalb ein Exekutor und mahnte ihn an Bezahlung. — „Mein Herr," sagte der Gemahnte, indem er auf seine Frau zeigte, „ich will ein Uebriges thun, ich gebe Ihnen meine Hälfte."

Silbenrätsel.

Aus den nachstehenden achtzehn Silben sollen 7 Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines jetzt lebenden Königs, die Endbuchstaben, in gleicher Weise gelesen, den Namen seines Königreichs ergeben.

tu sel di gen ti ut man ged wal, tou brüs hai a recht de en rü lou

1) Eine Insel. 2) Eine Stadt in Holland. 3) Eine Stadt in Italien. 4) Eine Stadt in Belgien. 5) Eine Stadt in Palästina. 6) Eine Stadt in Pommern. 7) Eine Stadt in Frankreich.

Logogriph.

Manch Tier ist darin eingespannt
Mit J. auch oft der Mensch, man fand
Noch stets es an der Brücke.

In einer feinen Kunst gewandt
Ist es mit K, wo seine Hand
Bereitet leckre Stücke.

Mit L entsteht es oft durch Brand;
Und wenn das Geld hindurchgerannt;
Dann spürt man es als Lücke.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 32.

Von Huber.

Schwarz.

8
7
6
5
4
3
2
1

a b c d e f g h

Weiß.

Matt in 4 Zügen.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:

1) Salomo. 2) Anap. 3) Cincinati 4) Harfenett. 5) Suez. — Sachs – Opitz.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.